

Luhmann-Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

Bearbeitet von

Oliver Jahraus, Armin Nassehi, Mario Grizelj, Irmhild Saake, Christian Kirchmeier, Julian Müller

1. Auflage 2012. Buch. xi, 471 S. Hardcover

ISBN 978 3 476 02368 1

Format (B x L): 17 x 24,4 cm

Gewicht: 1005 g

[Weitere Fachgebiete > Ethnologie, Volkskunde, Soziologie > Soziologie](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.



J.B.METZLER

I. Zur Biographie

1. Niklas Luhmann: Der Werdegang

Niklas Luhmanns Abneigung gegen Biographien ist bekannt. Dennoch gibt es mindestens drei Interviews, in denen er sich zu biographischen Themen befragen ließ (Luhmann 1987; 1997; 2004). Der Titel der folgenden kurzen Darstellung sowie einige Daten orientieren sich an dem Blatt »Angaben zum wissenschaftlichen Werdegang«, das Luhmann in seinem Büro für Interessenten bereithielt. Persönliche Erinnerungen an Luhmann finden sich in dem Band »Gibt es eigentlich den Berliner Zoo noch?« *Erinnerungen an Niklas Luhmann* (Bardmann/Baecker 1999).

Niklas Luhmann wird am 8. Dezember 1927 in Lüneburg geboren. Der Vater betreibt eine Brauerei und Mälzerei, die Mutter stammt aus einer Hoteliersfamilie in Bern, der Großvater ist in Lüneburg Senator. Luhmann hat zwei jüngere Brüder. Von 1937 bis 1946 besucht er das Gymnasium Johanneum in Lüneburg. Ab 1943 wird er als Luftwaffenhelfer ausgebildet und Ende 1944 zum Kriegsdienst eingezogen. Mit dem Kriegsende gerät er in amerikanische Gefangenschaft (zu diesen frühen Jahren vgl. Nitsche 2011).

Luhmann studiert von 1946 bis 1949 Rechtswissenschaften in Freiburg im Breisgau. Nachdem sich sein Wunsch, bei der Lufthansa zu arbeiten, um dort Syndikus für Luftrecht und Völkerrecht zu werden, nicht erfüllt, arbeitet er zunächst als Referendar und Assistent des Präsidenten des Oberverwaltungsgerichts in Lüneburg, beauftragt mit dem Aufbau einer Bibliothek nichtveröffentlichter Entscheidungen, und 1956 bis 1962 als Referent im Niedersächsischen Kultusministerium. Dort ist er unter anderem für Fragen der Wiedergutmachung des nationalsozialistischen Unrechts zuständig, zuletzt als Oberregierungsrat.

Während seines Studiums lernt Luhmann Friedrich Rudolf Hohl kennen, mit dem ihn bis zu dessen Tod 1979 eine intensive Freundschaft verbindet. Hohl schreibt Gedichte, die durch Luhmanns Theorie angeregt sind (Hohl 2012).

Parallel zu seinem Referendariat arbeitet Luhmann an einer Dissertation über Beratungsorgane,

an der er jedoch »das Interesse verliert« (Luhmann 2004, 25), liest Hölderlin, Descartes, Malinowski, Radcliffe-Brown und Husserl und legt einen ersten Zettelkasten an, der dem zweiten vorausgeht, mit dem er bis an sein Lebensende arbeitet.

1960 heiratet Luhmann Ursula von Walter. Mit ihr hat er drei Kinder, Jörg, Clemens und Veronika. 1977 stirbt seine Frau. Luhmann zieht mit den Kindern nach Oerlinghausen, wo er bis zu seinem Tod lebt.

1960/61 geht Luhmann mit einem Stipendium der amerikanischen Regierung, das deutsche Verwaltungsbeamte zur Weiterbildung in die Vereinigten Staaten einlädt, an die School of Government der Harvard University. Er sucht den Kontakt zu Talcott Parsons und diskutiert mit ihm seinen Funktionsbegriff.

Nach seiner Rückkehr arbeitet Luhmann von 1962 bis 1965 als Referent am Forschungsinstitut der Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer. 1965 wird er von Helmut Schelsky zum Abteilungsleiter an der Sozialforschungsstelle der Universität Münster mit Sitz in Dortmund ernannt und 1966 wird er in einem *annus mirabilis* (zwei Qualifikationsarbeiten in einem Jahr) von der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Münster zum Doktor der Sozialwissenschaften promoviert und für das Fach Soziologie habilitiert.

1964 erscheint Luhmanns Buch *Funktionen und Folgen formaler Organisation*, 1968 *Zweckbegriff und Systemrationalität: Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen*. Beide Bücher tragen dazu bei, dass man ihn in der soziologischen Zunft primär als Verwaltungs- und Organisationssoziologen rezipiert.

Seine Antrittsvorlesung an der Universität Münster 1967 unter dem Titel »Soziologische Aufklärung« markiert den Anfang eines Forschungsprojekts, an dem Luhmann bis zu seinem Tod festhält (SA1–6): die Gesellschaft mit Beobachtungsperspektiven zu versorgen, die inkongruent zu ihrer Selbstbeschreibung sind und ihr damit einen anderen Blick auf ihre Komplexität und auf deren Reduktionen ermöglicht. 1968 wird er Professor für Soziologie an der neu gegründeten Universität Bielefeld, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1993 lehrt und forscht. Etliche Interessen anderer Universitäten, ihn zu berufen (unter anderem nach Edmonton, Kanada, und an

das Europäische Hochschulinstitut in Florenz), lehnt er bereits im Vorstadium mit dem Argument ab, er könne es nicht riskieren, seinen Zettelkasten bei einem Unfall mit dem Auto, Schiff, Zug oder Flugzeug zu verlieren.

Pläne, mit Jürgen Habermas um 1970 die Leitung des Max-Planck-Instituts für die Erforschung der Lebensbedingungen in der wissenschaftlich-technischen Welt in Starnberg zu übernehmen, zerschlagen sich rasch wieder.

Im Wintersemester 1968/69 vertritt Luhmann Theodor W. Adornos Lehrstuhl an der Universität in Frankfurt am Main mit einem Seminar über Systemtheorie und die Soziologie der Liebe. Die Vertretung war auf Vermittlung Ludwig von Friedeburgs zustande gekommen. Einen Text, der als Seminarvorlage dient, *Liebe: Eine Übung* (Luhmann 2008), hat André Kieserling aus dem Nachlass herausgegeben. Alexander Kluge hat die vermutlich persönlich nie stattgefundene Begegnung Luhmanns mit Adorno in dessen Todesjahr fiktional verarbeitet (Kluge 2009, 481 ff.). Klaus Lichtblau hat herausgearbeitet, wie ähnlich sich Luhmann und Adorno darin sind, auf die Möglichkeit einer Arbeit am Begriff der Gesellschaft zu vertrauen (Lichtblau 2012, 183 ff.).

Ein Satz aus einem Aufsatz von 1969 über »Komplexität und Demokratie« verhilft Luhmann zu einer Bekanntheit über die Fachgrenzen hinaus: »Alles könnte anders sein – und fast nichts kann ich ändern.« Die erste Einführung in Luhmanns Denken, geschrieben von dem protestantischen Theologen und Gemeindepfarrer Frithard Scholz (1982), nimmt ihren Ausgangspunkt von diesem Satz.

1971 erscheint das Buch *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie: Was leistet die Systemforschung?* mit Beiträgen von Jürgen Habermas und Niklas Luhmann im Suhrkamp Verlag. Die Rollen waren eindeutig verteilt: »Theorie der Gesellschaft« war Habermas' Part, »Sozialtechnologie« – wenn auch gegen dessen eigene Intention (vgl. GG, 11) – Luhmanns Part. Die Kontroverse macht Luhmann schlagartig bekannt. Ein Interesse der Columbia University Press, das Buch ins Englische zu übersetzen, wird von Habermas abschlägig beschieden.

1970 bis 1973 wird Luhmann unter anderem mit Renate Mayntz Mitglied einer Kommission für die Reform des Öffentlichen Dienstes.

Ab 1976 gibt Luhmann mit Jürgen Habermas, Dieter Henrich und Hans Blumenberg bei Suhrkamp die Reihe »Theorie« heraus.

Seit 1974 ist er Mitglied der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und 1975/76

übernimmt er die Theodor-Heuss-Proffessur an der New School for Social Research in New York.

Ende der 1970er Jahre berät Luhmann die Christlich Demokratische Union in Fragen der Zukunft des Wohlfahrtsstaats (Luhmann 1981). Als ihm die Auftraggeber mitteilen, sie müssten den Wählern sagen können, wer die Guten und wer die Bösen sind, verliert er das Interesse an weiterer Beratung. Im August und September 1980 ist er Gastprofessor am Department of Sociology der Universität Edmonton in Kanada.

1980 erscheint der erste von vier Bänden unter dem Titel *Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, mit denen Luhmann seine jahrelange Arbeit unter anderem in der Bibliothèque Nationale in Paris (in den Semesterferien) an einer historischen Analyse der Verschiebungen der Semantik der Selbstbeschreibung der Gesellschaft im Übergang von der stratifizierten Adelsgesellschaft zur modernen Buchdruckgesellschaft vorlegt (GS1–4 1980–1995).

1980 lernt Luhmann Raffaele De Giorgi kennen, mit dem er an der Universität von Lecce ein Centro di Studi sul Rischio gründet, das vor allem aus einem Raum mit Schreibmaschine in einem Olivenhain besteht, in dem Luhmann eine Zwischenfassung seiner Gesellschaftstheorie »für italienische Universitätszwecke« schreibt (Luhmann 1992).

In Wien trifft er 1983 auf Vermittlung von Stefan Titscher mit systemischen Organisationsberatern verschiedener Beratungsgesellschaften zusammen. In den folgenden Jahren tauscht Luhmann mit den Beratern Theorieerwartungen und Fallbeispiele aus.

1984 erhält Luhmann seinen ersten Ehrendoktor (Dr. iur. h.c.) an der Universität Gent, dem Ehrenpromotionen an den Universitäten Macerata, Bologna, Recife und Lecce folgen.

Im Wintersemester 1986/87 ist Humberto R. Maturana als Gastprofessor an der Universität Bielefeld und bietet zusammen mit Luhmann ein Seminar an. Maturana ist einer der Vordenker, an denen Luhmann die eigene Theoriearbeit orientiert. Husserl spielt diese Rolle in den 1950er und Parsons in den 1960er Jahren, Maturana mit Heinz von Foerster und Gotthard Günther in den 1970er und 1980er Jahren und schließlich George Spencer-Brown in den 1990er Jahren (wenn eine so grobe Einteilung erlaubt ist).

1984 erscheint der ursprünglich als Einleitungskapitel in die Theorie der Gesellschaft geplante Band *Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie*,

dem 1988, 1990 und 1995 einzelne Bände über die Funktionssysteme folgen: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, *Die Wissenschaft der Gesellschaft* und *Die Kunst der Gesellschaft*. Gekrönt wird Luhmanns Gesellschaftstheorie schließlich 1997 in zwei Bänden von dem Buch *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, mit dem Projektvermerk im Vorwort: »Laufzeit: 30 Jahre; Kosten: keine« (GG, 11).

1986, im Jahr der Tschernobyl-Katastrophe, erscheint das Buch *Ökologische Kommunikation: Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?*, mit dem Luhmann im Rahmen einer Kurzdarstellung seiner Theorie der Gesellschaft den Versuch macht, die Partei DIE GRÜNEN auf die Tendenz hinzuweisen, dass die moderne Gesellschaft mit sowohl zu viel als auch zu wenig Resonanz auf ökologische Gefahren reagiert: Die Massenmedien und die Moral reagieren alarmistisch, die Funktionssysteme abwiegeln. Das Buch *Soziologie des Risikos* (1991) ergänzt diese Darstellung durch eine Perspektive auf Organisationen, die in Wirtschaft, Politik, Erziehung, Wissenschaft, Recht und Religion mit risikanten Entscheidungen überlastet sind.

1988 erhält Luhmann den Hegel-Preis der Stadt Stuttgart.

Gastprofessuren nimmt Luhmann an der Law School der Northwestern University in Chicago (1989), als Jacob Burns Scholar an der Cardozo School of Law der Yeshiva University in New York (1992), am Commonwealth Center der University of Virginia (1993) und an weiteren Universitäten wahr.

Zum Gedenken an Husserls Vorlesungen aus dem Jahr 1935 hält Luhmann die Wiener Rathausvorlesung 1995 und verknüpft sein frühes Interesse an der Phänomenologie mit seiner späteren Arbeit an einer »Theorie unzuverlässiger Systeme« (Luhmann 1996).

Am 6. November 1998 stirbt Luhmann. Er wird in Oerlinghausen begraben. Bis 2012 erscheinen zahlreiche Publikationen aus dem Nachlass und immer noch sind viele Texte unpubliziert. Wichtige posthume Veröffentlichungen sind beispielsweise *Organisation und Entscheidung* (2000) sowie, herausgegeben von André Kieserling, *Die Politik der Gesellschaft* (2000) und *Die Religion der Gesellschaft* (2000), und im Jahr 2002, herausgegeben von Dieter Lenzen, *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*.

Zum zehnten Jahr des Erscheinens von *Die Gesellschaft der Gesellschaft* findet 2007 an der Universität Luzern in der Schweiz unter der Gastgeberschaft von Rudolf Stichweh eine internationale Tagung statt, die

sich mit den Nachwirkungen dieser Publikation beschäftigt (Baecker u. a. 2007).

2005 richtet die Universität Bielefeld mit der Sparkasse Bielefeld eine Niklas-Luhmann-Gastprofessur ein, die bislang Harrison C. White, John W. Meyer, Nils Brunsson, Alois Hahn, Ulrich Oevermann und Saskia Sassen innehatten. 2012 ist die Professur vakant.

Literatur

- Baecker, Dirk: »Niklas Luhmann (1927–1998)«. In: <http://projects.issw.org/Main/NiklasLuhmannByDirkBaecker> (29.6.2012).
- u. a. (Hg.): Zehn Jahre danach: Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«. Stuttgart 2007.
- Bardmann, Theodor M./Baecker, Dirk (Hg.): »Gibt es eigentlich den Berliner Zoo noch?« Erinnerungen an Niklas Luhmann. Konstanz 1999.
- Hohl, Friedrich Rudolf: Poesie als Passion: Gedichte aus Luhmanns Welt. Hg. von Clemens Luhmann. Paderborn 2012.
- Kluge, Alexander: Das Labyrinth der zärtlichen Kraft: 166 Liebesgeschichten. Frankfurt a. M. 2009.
- Lichtblau, Klaus: »Theodor W. Adornos ›Theorie der Gesellschaft‹: Ein uneingelöstes Versprechen der Frankfurter Schule der Soziologie«. In: *Soziologie* 41. Jg., 2 (2012), 177–199.
- Luhmann, Niklas: »Komplexität und Demokratie«. In: *Politische Vierteljahresschrift* 10. Jg. (1969), 314–325.
- : *Politische Theorie im Wohlfahrtsstaat*. München 1981.
- : »Biographie, Attitüden, Zettelkasten« [Interview von Rainer Erd und Andrea Maihofer]. In: Ders.: *Archimedes und wir*. Hg. von Dirk Baecker/Georg Stanitzek. Berlin 1987, 125–166.
- : *Teoria della società*. Mailand 1992.
- : *Die neuzeitlichen Wissenschaften und die Phänomenologie*. Wien 1996.
- : »Biographie im Interview« [Interview von Detlef Horster]. In: Detlef Horster: *Niklas Luhmann*. München 1997, 25–47.
- : »Es gibt keine Biografie« [Interview von Wolfgang Hagen]. In: Wolfgang Hagen (Hg.): *Warum haben Sie keinen Fernseher, Herr Luhmann? Letzte Gespräche mit Niklas Luhmann*. Berlin 2004, 13–47.
- : *Liebe: Eine Übung*. Hg. von André Kieserling. Frankfurt a. M. 2008.
- Nitsche, Lilli: *Backsteingiebel und Systemtheorie: Niklas Luhmann – Wissenschaftler aus Lüneburg*. Gifkendorf-Vastorf 2011.
- Scholz, Frithard: *Freiheit als Indifferenz: Alteuropäische Probleme mit der Systemtheorie Luhmanns*. Frankfurt a. M. 1982.

Dirk Baecker

2. Sphinx ohne Geheimnis – Zur Unkenntlichkeits- biographie Niklas Luhmanns

Seit Niklas Luhmanns Tod im Jahr 1998 ist eine Biographie dieses Soziologen ein vielfach bekundetes Bedürfnis. Die Frage ist immer: Was und wer steckte hinter seinem immensen Lebens- und Denkwerk? Luhmann hätte – fern von allen Pathosformeln – geantwortet: »Nichts steckt dahinter!« und damit vielleicht gemeint: nichts Nennenswertes, nichts, wodurch mehr befriedigt werden könnte als »human interest«, nichts, was sein Werk erklären oder sein Verständnis gar bereichern würde. »[W]enn jemand das braucht, um zu verstehen, was ich geschrieben habe, dann habe ich schlecht geschrieben« (Luhmann 1987, 19).

Das Interesse an dem, der als Autor gilt, konnte er soziologisch nachvollziehen, kaum aber theoretisch billigen, denn dieses »Wer?« signiert eine Ontologie des »Ich«, des »Selbst«, eine Instanz innerer Überschau, eine interne Supervision und Subjekthaftigkeit, eine Idee also, gegen die Luhmann sich in seinem Werk abweisend verhalten hat, oder besser: gegen die sich das Werk, das Luhmann zugeschrieben wird, idiosynkratisch verhält.

Biographien, auch Autobiographien sind allemal, wie das Wort sagt: Geschriebenheiten, mithin immer strikt selektiv, für kommunikative Zwecke eingerichtet, eingebettet in die semantischen und strukturellen Bedingungen der Zeit, in der sie entstehen, hier einer Zeit, in der Nachrichten über Individuelles immer auf Interesse stoßen, obschon oder gerade weil nichts so sehr fraglich geworden ist wie die Möglichkeit von Individualität unter dividualen Weltbeobachtungsbedingungen.

Eine Biographie zu verfassen, das ist ersichtlich: eine mögliche unter anders möglichen Biographien zu schreiben. Das Genre des Biographischen ist eben deshalb nicht selten schwach komplex unterwegs; es ist eher legendär, eher anekdotisch, eher romanhaft. Wenn man sich wie Luhmann nicht auf dieses Genre einlässt, muss man damit rechnen, dass das Anekdotische, das Sentenzenhafte, das Skurrile die Führung der dann doch applizierten biographischen Anstrengungen übernimmt. Und tatsächlich sind zahlreiche Anekdoten über Luhmann im Umlauf.

Das ist aber nicht so ärgerlich wie die Übernahme tradierter Muster, die sich auf die Einschätzung von Menschen beziehen, die unbeirrbar Plänen nachgehen, die sozial nicht ohne Weiteres plausibel sind,

von Menschen, die ersichtlich maßlos viel an seltsamen Dingen arbeiten, ohne dazu gezwungen zu sein. Ich meine jetzt die Tradition, in der von Käuzen, von Sonderlingen, von Besessenen die Rede ist.

Sie wird, wenn es um Luhmann geht, einerseits auf Mephistophelisch-Luziferisches umgesetzt (wozu auch sein Name Anlass gegeben hat, in dem laut Schwanitz die Lohe, das flammenhafte Licht im »Luh«, spielt); andererseits wird die Sphinx heranzitiert: »Als ich aufblickte, sah ich Luhmann mir gegenüber sitzen. Er lächelte wie eine Sphinx, als ob er schon ewig dort gesessen hätte. Nach und nach wurde auch den anderen Anwesenden bewußt, daß Luhmann längst da war, obwohl offenbar niemand ihn hatte eintreten sehen« (Schwanitz 1999, 50).

In all diesen Fällen geht es um Mystifizierungen, die Luhmann vermutlich nicht geschätzt hätte. Ich erinnere mich eines Gespräches mit ihm, in dem er sagte, dass die Attribution »Sphinx« von ihm nur in einer Wendung von Oscar Wilde akzeptiert werde: Die Frau sei eine Sphinx ohne Geheimnis. Wenn das auch für ihn als Mann zutraf, lassen sich tatsächlich über Luhmann nur Geschichten erzählen, aber keine klassische Biographie, die einen Zusammenhang von Leben, Werk und Wirkung widerspiegeln könnte. Ihm selbst hätte wohl eine einfache Liste genügt, die den Vorteil hat, auf Klischees verzichten zu können.

Der Biographieverzicht

Vielleicht sollte ich sagen, dass ich einige Jahre mit Niklas Luhmann zusammengearbeitet habe, zunächst als studentische Hilfskraft, dann als Ko-Autor des Buches *Reden und Schreiben*. Das heißt, wir hatten viele Gespräche, in denen das, was ich erwartet habe, nicht geschah: der Aufbau einer Nähe, die für längere Bekanntschaften typisch ist. Er erzählte nichts aus seinem Leben und verhinderte damit, dass ich aus dem meinen hätte erzählen können. Er berichtete von Tagungen, Diskussionen, Reisen, aber immer in Hochkonzentration auf das, was dabei thematisch verhandelt worden war und (nicht ohne ironische Einschläge) von dem, was dabei systematisch ausgeblendet wurde.

Jenes »Aufleben«, das sonst durch Nähe erzeugt wird, stieß ihm zu, wenn es um die Sache, also fast immer: um Hochabstraktionen ging, die das, was man bisher zu einem Problem dachte, in ein anderes, ein überraschendes Licht tauchten. Er konnte sich bei solchen Gelegenheiten, wenn ich das so sagen darf, »spitzbübisch« freuen. Wenn ich in sein Büro kam

und mir der obligate Hagebuttentee kredenzt wurde, startete er schon während des Einschenkens mit unserem jeweiligen Thema. Und: Er wirkte marode, wenn das Gespräch umsetzte auf das, was auch an Alltäglichem zu besprechen war.

Ich dachte damals oft an Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* und erfuhr später zu meinem stillen Vergnügen, dass dieser Roman auch zu seinen Lieblingslektüren gehörte. Wenn mich nicht alles täuscht, kommt in ihm sinngemäß der Satz vor, das Interesse sei die stärkste Macht, durch die Menschen beherrscht werden könnten. Offenbar fand das Biographische im Blick auf ihn selbst nicht Luhmanns Interesse. Es wäre dagegen sofort angesprochen, wenn man etwa über die Form des Biographischen gesprochen hätte, deren Erfolg mit der Umstellung der Gesellschaft von Stratifikation auf funktionale Differenzierung koinzidiert, kaum aber, wenn es um Details seiner Biographie gegangen wäre, die in seiner Sprache nur ›kontingent‹, also weder notwendig noch unmöglich sein konnte: ein Arrangement aus den Selbst- und Fremdbeschreibungen, mit denen man im Laufe eines Lebens konfrontiert wird, ein Arrangement, das sich so einrichten lässt, dass es sozial Anklang findet.

Anders gesagt: Biographien wie Autobiographien sind rahmendatengestützte Interpretationen, in Luhmanns Diktion: ›Deuteleien‹, die das Bedürfnis nach ›Menschlichkeit‹ befriedigen. Für ihn, so stelle ich es mir vor, waren sie Zeitverschwendungen, Nichtnützlichkeitsinformationen, mithin: Verzichtbarkeiten.

Die Pflege der Unkenntlichkeit

Für etliche Leute, die ich kenne und die häufigeren Kontakt mit ihm hatten, trat wie für mich auch die Frage auf, ob der Biographieverzicht dezidierter Verzicht war oder ein Beiläufigkeitsphänomen, das bei Luhmanns Arbeitsleistung nicht unter seiner Kontrolle stand. Mein Eindruck war, dass er, um es paradox zu formulieren, den Habitus der Unnahbarkeit, jene Unkenntlichkeit pflegte, die – vom Topos her gesehen – für Ironiker bezeichnend ist. Man könnte von einer perfekt zelebrierten Distanz sprechen, die dann als ›Vorführung‹ imponierte, wenn Luhmann – ganz selten – Distanzbrüche zuließ.

Das war etwa dann der Fall, wenn er krank war und lange über die Krankheit und ihre Bewandnisse redete, wie es sonst nur Hypochonder tun. Auch über die Zeit, als er Flakhelfer und später in Gefangen-

schaft war, hat er mitunter gesprochen. Er muss Furchtbares gesehen und erlebt haben, aber er gab dem, was er erzählte, eine lakonische Wendung: Er habe bei diesen Ereignissen Kontingenz und soziale Unordnung kennengelernt. Die Rede bezog sich nicht auf durchschlagende, existentielle Erfahrungen.

Seine Erzählungen über diese Zeit waren pathosfrei, die Stimme bebte nicht und: Diese Erzählungen schienen nicht wirklich privat zu sein, sondern waren lehrreich, Beispiele in Vorlesungen und Seminaren, wenn es um die Frage nach der Bedingung der Notwendigkeit sozialer Ordnung ging. Sie blieben trotz oder gerade wegen ihrer Trockenheit nachdrücklich im Gedächtnis. ›Guter Geist ist trocken‹ – das war eine seiner ihn selbst beschreibenden Sentenzen, ein Satz, der zu einem Meister der Lakonie passt wie seine markant spartanische Lebensführung.

Ein Beispiel für diese Lakonie aus einem Brief an mich (16.10.89), in dem Luhmann anfragt, ob ich bereit sei, am Buch über ›Weltkunst‹ mitzuarbeiten: ›Gedacht ist an ein kleines Büchlein, an dem eventuell auch ein Künstler mitwirkt – aber wie, weiß ich noch nicht. Ich hatte einmal kurzen Kontakt mit Frederick Bunsen, ganz dichte durch Mißverständnisse erleichterte Kommunikation und denke jetzt an diese Möglichkeit.‹

Denklineaturen

Luhmann verkörperte das Bild des hochkonzentrierten, distanzierten, unablässig denkenden Denkers, dem man sich annähern kann, wenn man zufällige und prägende, lebensgeschichtlich induzierte Einflüsse imaginiert, durch die er Kontur und Wiedererkennbarkeit gewonnen hat. Sieht man von seiner frühen familiären Sozialisation ab, über die man kaum etwas weiß, wird man an seine Schulzeit auf einem altsprachlichen Gymnasium erinnern müssen, also an den Kontakt mit einer Bildungswelt, in deren Zentrum die Antike, der Humanismus standen, damit auch Sprachen wie Latein und Griechisch, die Befassthheit mit Dichtung von Homer bis zu Goethe, mit der Philosophie, deren Leitgestalten Kant und Hegel waren – eine Bildungswelt, die im Zusammenbruch des ›Dritten Reiches‹ unglaublich wurde, bei Luhmann aber immer einen *paramount* seiner Arbeit darstellte, in einer Melange von Ironie und Wehmut indiziert als die Welt Alteuropas, der er sich verbunden fühlte, obwohl sich wenige Wissenschaftler so weit von ihr entfernt haben.

Zu diesem Hintergrund passt, was man Luhmanns ›Sammelwut‹ nennen könnte. Schon 1951 begann er, an seinem berühmten ›Zettelkasten‹ zu arbeiten, der am Ende seines Lebens mit ca. 90.000 Zetteln und einer die Verlinkungsmöglichkeiten des Internet präluzierenden Verweis- und Kompilertechnik eine geradezu optisch monströse Form angenommen hatte, wovon man sich in Bielefeld leicht überzeugen kann.

In ebendieser Zeit setzte er sich intensiv mit Edmund Husserl auseinander und gewann ihm entscheidende Denkfiguren ab: Sinn, Horizont, Selektion. Ein weiteres Schlüsselerlebnis war seine Begegnung mit Talcott Parsons an der Harvard University im Jahr 1960. Er sah sich mit einer soziologischen Systemtheorie konfrontiert, für die ein ›universalistischer‹ Geltungsgrad behauptet wurde. Der Ansatz war analytisch und – theorieästhetisch gesehen – sehr schematisch. In Gegenbewegung dazu begann Luhmann, das System als System/Umwelt-Differenz zu bestimmen und in einer naturalen Epistemologie davon auszugehen: Es gibt Systeme.

Das Denken jener Differenz verlangte dann mehr und mehr nach anderen logischen Bordmitteln, die Luhmann in den 1980er Jahren in George Spencer-Browns *Laws of Form* fand. Von da an datiert eine fulminante Um- und Weiterentwicklung der Theorie, bezeichnet durch Begriffe wie ›Referenz‹, ›Beobachtungsebene erster Ordnung‹ und ›zweiter Ordnung‹. Zuvor adoptierte er von Humberto Maturana den Ausdruck ›Autopoiesis‹ für Systeme, die sich selbst durch sich selbst auf der Basis ihrer jeweils originären, zeitflüchtigen Elemente reproduzieren, ein Theoriestück, mit dem sich die Logik Spencer-Browns bruchlos verbinden ließ.

Ein anderes Thema wurde ihm lebensgeschichtlich ›zugeflaggt‹ durch die Kontroverse mit Jürgen Habermas, die 1968, im Jahr der Berufung Luhmanns nach Bielefeld, startete und seine spätere Wahrnehmung durch die intellektuelle Öffentlichkeit massiv bestimmte. Die Debatte fand in den, was Gesellschaftskritik angeht, hochhysterisierten Acht- und sechzigern statt. Habermas optierte für Kritik, Luhmann weder gegen sie noch für sie. Er legte den Akzent beharrlich auf Theorie, Nüchternheit, auf die wissenschaftliche Analyse der Bedingung der Möglichkeit von Gesellschaft, unaufgeregt, glasklar. Seitdem gilt er vielen als Konservativer, als Systembestätiger, als jemand, der für sich die richtige (rechte) Meinung vertritt: eben eine ›Orthodoxia‹ – ein sonderbares Urteil angesichts des unübersehbaren Umstandes, dass seine Theorie explosive Folgen zeitigte

im Blick auf das, was sich über die Moderne der Gesellschaft noch verantwortlich denken lässt.

Liebhabeereien

Niklas Luhmann reiste viel in der Welt herum, ein Jetsetter par excellence. Wenn man ihn fragte, warum er sich das antue, pflegte er zu sagen, es gehe um Differenzenerfahrung. Was dabei mitunter herauskam, waren Äußerungen wie die folgende, die sich in dem Brief an mich vom 16. Oktober 1989 ebenfalls findet: »Chicago war in vielen Hinsichten lohnend, vor allem wegen einer guten Bibliothek im Bereich des common law. Das hat den Anstoß gegeben für ein weiteres Buch über ›Das Recht der Gesellschaft‹. Im übrigen bin ich immer wieder beeindruckt von der intellektuellen Isolierung Amerikas – mit wenigen Ausnahmen wie Derrida, die dann überdurchschnittliche Effekte erzeugen. Natürlich können die Amerikaner nicht wissen, daß sie 1992, wie man hofft, Europa entdecken werden.«

Er liebte vor allem die Sonne, arbeitete gern auf der Terrasse und hielt sich regelmäßig in Italien auf, in einem Land, in dem die Rezeption seiner Theorie schon sehr früh beachtliche Ausmaße annahm. Ein wichtiger Ort war Lecce in Calabrien, wohin er flüchtete, als er nach seiner Emeritierung (absurde) Probleme mit der Weiterarbeit seiner Lehrstuhlsekretärin bekam – zur Zeit, als er an der *Gesellschaft der Gesellschaft* schrieb. Deswegen ist die Erstausgabe dieses Buches italienisch.

Lecce, so hörte ich es von ihm, war vor allem nach der Installation eines ›Luhmann-Institutes‹ an der dortigen Universität der Ort, wo er gern seinen Lebensabend verbracht hätte. Dazu ist es nicht mehr gekommen.

Literatur

Luhmann, Niklas: Archimedes und wir. Hg. von Dirk Baecker/Georg Stanitzek. Berlin 1987.

Schwanitz, Dietrich: »Niklas Luhmann. Artifex mundi«. In: Rudolf Stichweh (Hg.): Niklas Luhmann. Wirkungen eines Theoretikers. Gedenkcolloquium der Universität Bielefeld am 8. Dezember 1998. Bielefeld 1999, 49–59.

Peter Fuchs

3. Luhmanns Zettelkasten und seine Publikationen

Geist im Kasten?

Niklas Luhmann war ein in vielerlei Hinsicht herausragender Soziologe des 20. Jahrhunderts. Dies gilt auch für seine Produktivität als wissenschaftlicher Autor: Seit Ende der 1960er Jahre erschienen jedes Jahr mindestens eine Monographie und mehr als zehn Aufsätze, so dass seine Veröffentlichungsliste schon zu Lebzeiten ca. 500 Publikationen umfasste (vgl. Luhmann 1998). Posthum wurden mittlerweile eine ganze Reihe neuerer Monographien und Aufsätze publiziert, und im Nachlass befinden sich weitere, bislang unveröffentlichte Manuskripte insbesondere aus den 1960er und 1970er Jahren, so dass man von insgesamt über 50 Monographien und 500 Aufsätzen ausgehen muss, die in Luhmanns knapp vierzigjähriger Theoriewerkstatt entstanden sind. Auf die in einem Interview geäußerte Frage, wie diese beispiellose Publikationsleistung zu erklären sei, antwortete Luhmann mit dem für ihn charakteristischen Understatement: »Ich denke ja nicht alles allein, sondern das geschieht weitgehend im Zettelkasten. [...] Meine Produktivität ist im wesentlichen aus dem Zettelkasten-System zu erklären« (Luhmann 1987, 142).

Auch aufgrund solcher Äußerungen wurde der Zettelkasten zunehmend zu einem Mythos, obwohl Luhmann selbst kein Geheimnis um den Gegenstand machte, sondern Interessierten und sogar den Massenmedien den Kasten durchaus vorführte. Zugleich stand er der Verklärung der Zettelsammlung aber in der für ihn typischen Ironie distanziert gegenüber. So gibt es im Zettelkasten eine kleine Abteilung, in der Luhmann über den Zettelkasten selbst reflektiert; dort findet man unter der Überschrift »Geist im Kasten?« folgende Notiz: »Zuschauer kommen. Sie bekommen alles zu sehen, und nichts als das – wie beim Pornofilm. Und entsprechend ist die Enttäuschung« (Zettel 9/8,3).

Diese Enttäuschung resultierte wohl weniger aus dem unscheinbaren Äußeren der Zettelsammlung als vielmehr aus der Tatsache, dass – trotz der von Luhmann gerne gebrauchten Formulierung der sich nahezu selbstschreibenden Texte – der Zettelkasten als »Zweitgedächtnis« (Luhmann 1981, 225) natürlich zwingend auf eine Kooperation (also: Differenz!) zum »Erstgedächtnis« angewiesen war: Der Zettelkasten ist Partner in einem Kommunikationsprozess, in dem sich die Teilnehmer wechselseitig nicht durch-

schauen (ebd., 222). Die Differenz von Aufzeichnungssystem und Nutzer kann allerdings erst deshalb produktiv werden, weil die interne Struktur der Zettelsammlung ganz verschiedene Kombinationen mehrerer Zettel zu einzelnen Fragestellungen ermöglicht, so dass der Zettelkasten selbst zu einem innovationsgenerierenden Mechanismus wird, der zwar immer der Anfrage durch den Nutzer bedarf, diesen aber selbst dann, wenn er auch der Ersteller der Zettel ist, mit seinen Antworten überrascht: »Ohne die Zettel, also allein durch Nachdenken, würde ich auf solche Ideen nicht kommen. Natürlich ist mein Kopf erforderlich, um die Einfälle zu notieren, aber er kann nicht allein dafür verantwortlich gemacht werden« (Luhmann 1987, 144).

Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden die Struktur des Zettelkastens näher beleuchtet und damit die Grundlage des Verhältnisses von Zettelkasten und Luhmanns wissenschaftlicher Produktivität skizziert werden. Dies geschieht auf der Basis einer ersten Sichtung der 2011 von der Universität Bielefeld mit Unterstützung der Krupp-Stiftung sowie des Stifterverbandes erworbenen Sammlung, die die eigentliche wissenschaftliche Erschließung vorbereitet hat. Deren Ziel ist es, die Zettel digital zu archivieren und anschließend die Digitalisate in eine internetbasierte Datenbank zu überführen, die die von Luhmann angelegte Funktionalität des Zettelkastens reproduziert, um so eine allgemeine Zugänglichkeit des Zettelkastens für die Forschung sicherzustellen.

Der Zettelkasten

Der Zettelkasten umfasst ca. 90.000 Zettel und besteht aus zwei weitgehend autonomen Zettelsammlungen: (1) eine frühe Sammlung (ca. 1951–1962; sporadische Einträge noch bis ca. 1973), die primär auf verwaltungs- bzw. staatswissenschaftlicher, philosophischer, organisationstheoretischer und (weniger) soziologischer Lektüre Luhmanns aus der Zeit seiner Tätigkeit als Rechtsreferendar in Lüneburg bzw. Oberregierungsrat im Kultusministerium in Niedersachsen beruht. Die Sammlung besteht aus ca. 24.000 Zetteln, einer Bibliographie mit ca. 1800 Titeln und einem Schlagwortverzeichnis mit ca. 1250 Einträgen, wobei für jedes Schlagwort (nur) auf ein bis drei Zettel verwiesen wird; (2) eine spätere Sammlung (ca. 1963–1996), die im Zuge der auch institutionellen Hinwendung Luhmanns zur Soziologie entsteht, nun auch durch einen eindeutig soziologischen Zugriff gekennzeichnet ist und den

Großteil der luhmannschen Publikationsperiode abdeckt. Diese Sammlung besteht aus ca. 66.000 Zetteln und enthält neben den Notizen auch einen umfangreicheren, aber nicht vollständigen bibliographischen Apparat mit ca. 16.000 Einträgen, ein ca. 3200 Einträge umfassendes Schlagwortverzeichnis sowie ein Personenverzeichnis mit ca. 300 Namen. Luhmann selbst gab keine Auskunft darüber, warum er Anfang der 1960er Jahre eine zweite Sammlung anlegte, die die erste zunächst offensichtlich weitgehend ersetzen sollte, wie man aufgrund der Tatsache, dass die Nummerierung der Zettel wieder bei 1 beginnt, vermuten darf. Beide Sammlungen sind nur lose miteinander gekoppelt, d. h. es gibt – verglichen mit der internen Verweisungsichte, die erstaunlich hoch ist (s. u.) – relativ wenige Verweise zwischen den beiden Sammlungen, selbst dann, wenn sie dieselben Begrifflichkeiten behandeln. (Eine Ausnahme stellen die Notizen zur Weltgesellschaft dar, bei denen es nicht nur systematische Querverweise gibt, sondern die auch noch bis in die 1970er Jahre hinein in die erste Sammlung integriert wurden.)

Auf den DIN-A-6-großen Notizzetteln notierte Luhmann primär Lektüreeergebnisse, aber auch eigene Thesen oder noch zu klärende Fragen. Luhmann erstellte bei der Lektüre von Texten zwar (in der Regel sehr knappe) Exzerpte, die man z. T. auch auf den Rückseiten der bibliographischen Angaben der zweiten Sammlung findet, nahm aber erst im Anschluss daran in einem zweiten Arbeitsschritt eine Verzettelung dieser Exzerpte vor, wobei er sich dann insbesondere an den bereits vorliegenden Einträgen in dem Zettelkasten orientierte: Entscheidend war für Luhmann, »was für welche bereits geschriebenen Zettel wie auswertbar ist. Ich lese also immer mit Blick auf die Verzettelungsfähigkeit von Büchern« (Luhmann 1987, 150). Das Prinzip des Eintrags in den Zettelkasten selbst orientierte sich nicht an einer letzten Durchdachtheit eines Gedankens, sondern an der Annahme, dass über die Sinnhaftigkeit einer Notiz erst später, nämlich durch die Relationierung mit anderen Notizen, entschieden werden kann (die Analogie zur luhmannschen Konzeption des Kommunikationsbegriffs drängt sich hier unübersehbar auf). Luhmann bezeichnet in einer entsprechenden Notiz den Zettelkasten als »Klärgrube« (Zettel 9/8a2): »Alle arbiträren Einfälle, alle Zufälle der Lektüren können eingebracht werden. Es entscheidet dann die interne Anschlussfähigkeit« (Zettel 9/8i).

Die Struktur der Sammlung

In seinen Äußerungen über den Zettelkasten hat Luhmann (1981, 224 f.) immer wieder auf die besondere Struktur der Zettelsammlung abgestellt, die erst die besondere Produktivität als »Schreibmaschine« erklären würde. Der Zettelkasten sei »ein kybernetisches System«, eine »Kombination von Unordnung und Ordnung, von Klumpenbildung und unvorhersehbarer, im ad hoc Zugriff realisierter Kombination« (Zettel 9/8).

Auch wenn Luhmann betont, dass die Zettelsammlung keine systematische Gliederung und inhaltliche Ordnung aufweise, findet man (natürlich) keine chaotische Ansammlung von Notizen, sondern eine Aggregation einer Vielzahl von Zetteln zu bestimmten Begriffen und Einzelthemen, die sich auch in der ersten (durch einen Schrägstrich bzw. ein Komma von der eigentlichen Nummerierung des jeweiligen Zettels getrennten) Zahl des Notationssystems niederschlägt. So weist die zweite Zettelsammlung folgende Ordnungsstruktur auf: ›1 Organisationstheorie‹, ›2 Funktionalismus‹, ›3 Entscheidungstheorie‹, ›4 Amt‹, ›5 Formale/informale Ordnung‹, ›6 Souveränität/Staat‹, ›7 Einzelbegriffe/Einzelprobleme‹, ›8 Wirtschaft‹, ›9 Ad hoc Notizen‹, ›10 Archaische Gesellschaften‹, ›11 Hochkulturen‹. In den genannten Bereichen schließen sich an die thematische Erstentscheidung zunächst weitere thematische Blöcke mit bis zu vierstelligen Eingangsnummern an, die mit den eingangs genannten Themen zumindest lose gekoppelt sind (z. B. im Bereich ›3 Entscheidungstheorie‹: ›31 Handlungsbegriff‹, ›32 Entscheidungsmodelle‹, ›33 Konstruktionstypen für Entscheidungsmodelle‹, ›331 Zweckmodelle‹, ›332 Optimalmodelle‹, ›333 Brauchbarkeitsmodelle‹, ›34 Entscheidungsvereinfachung‹ usw.).

Wie die Auflistung der Grobstruktur aber auch schon deutlich macht, handelt es sich bei dieser Ordnungsstruktur nicht um eine Systematik im strengen Sinne (wie etwa bei einer Buchgliederung), die Platzierung thematischer Blöcke wie auch der Stellplatz einzelner Zettel in der Sammlung sind vielmehr einerseits das historische Produkt der Forschungs- und Lektüreinteressen Luhmanns und andererseits eine Folge der Schwierigkeit, eine Fragestellung eindeutig einem und nur einem (Ober-)Thema zuzuordnen. So findet man auf der einen Seite z. B. umfangreiche wirtschaftsbezogene Notizen zu Geld und Eigentum nicht nur in der entsprechenden Abteilung zur Wirtschaft, sondern auch in der Abteilung ›3 Entscheidungstheorie‹ im Block ›352 Kommunikationstheo-

rie« während auf der anderen Seite z. B. die zum Funktionssystem ›Wirtschaft« äquivalenten Notizen zu ›Recht« nicht auch in einer eigenen Oberabteilung stehen, sondern in der Abteilung ›3 Entscheidungstheorie« im Block 34 zur Entscheidungsvereinfachung unter der Bezeichnung ›3414 Rechtsordnung«. Im Unterschied dazu sind die Notizen zu ›Wirtschaft« größtenteils im Block ›Wahrheit« abgelegt worden, der sich aber wiederum nicht im Abschnitt 352 zu den Kommunikationsmedien (für die es im Übrigen unter ›32 Entscheidungsmodelle« noch eine zweite Systemstelle gibt) befindet, sondern in der Abteilung ›7 Einzelbegriffe/Einzelprobleme« unter der Nummer 7/25 – zwischen ›7/24 Rausch« und ›7/26 Energie«.

Darüber hinaus führt innerhalb der genannten Großblöcke ein spezifisches Ordnungsprinzip dazu, dass die thematische Erstentscheidung Luhmanns nicht eine monothematische Reihung der dort zu findenden Zettel zur Folge hat. Vielmehr gibt es eine Strategie der Verzettelung, die diese ursprüngliche Ordnung aufbricht: Findet sich in einer Notiz ein interessanter Nebengedanke, so wird dieser (später) weiterverfolgt. Diese zusätzlichen Einträge werden auf einen an dieser Stelle dann einzuschiebenden Zettel notiert (es können auch mehrere Punkte auf einem zunächst erstellten Zettel sein, die dann zu mehreren eingeschobenen Zetteln führen), wie auch dieses Verfahren wiederum auf den eingeschobenen Zettel selbst angewandt werden kann, so dass man eine Zettelreihung erhält, die von dem ursprünglichen Thema immer weiter wegführt (z. B. findet sich unter ›2 Funktionalismus« folgende Reihung: ›Funktionsbegriff« – ›Bezugseinheit der funktionalen Analyse« – ›Begriff der Bestandsvoraussetzung« – ›Begriff des funktionalen Problems« – ›Erwartungsbegriff« – ›Soziale Identität« – ›Aufrichtigkeit« – ›Geheimnis«), wodurch sich zwischen zwei ursprünglich einmal direkt hintereinanderstehenden, thematisch zusammengehörenden Zetteln schließlich mehrere hundert später eingeschobene Zettel befinden können.

Die skizzierte Ablagetechnik folgt also nicht primär der Idee einer Sachordnung, sondern der einer festen Stellordnung, die auch das besondere Notationssystem Luhmanns begründet: Jeder Zettel bekommt eine Nummer (so dass er für Verweise adressierbar wird) und damit einen festen Standort, der im weiteren Verlauf nicht mehr verändert wird: auf 1 (bzw. 1/1) folgt 2 (bzw. 1/2) usw.; später eingeschobene Zettel werden durch eine entsprechende Nummerierung gekennzeichnet: 1a – der dann zwischen den Zettel 1 und 2 eingestellt wird; daran kann

dann wiederum monothematisch 1b angeschlossen werden oder aber auch eine weitere Verzettelung folgen, wobei dieser Zettel dann mit 1a1 bezeichnet und zwischen 1a und 1b eingeschoben wird. Im Extremfall erhält man dann Zettel mit bis zu dreizehnstelligen Zahlen-/Buchstabenkombinationen, z. B. ›21/3a1p 5c4fB1a Vertraulichkeit« im Rahmen des ursprünglichen Themas ›21 Funktionsbegriff«. Durch diese Ablagetechnik wird die zunächst vorhandene Ordnung der Zettelsammlung innerhalb der thematischen Blöcke also weitestgehend aufgebrochen.

Die Zettelkastensammlung weist so eine ganz eigene Tiefenstruktur auf – Luhmann nennt das eine ›innere Verzweigungsfähigkeit« (1981, 224) –, wobei die Platzierung eines Themas innerhalb dieser Ordnungsstruktur dann gerade nicht zwingend etwas über die theoretische Prominenz des Begriffs aussagt, was man z. B. schon daran erkennt, dass die Notizen zum Autopoiesisbegriff unter der Nummer 21/3d26g1i ff. abgelegt sind. Entsprechend findet man umgekehrt Notizen zu einem Thema bzw. Begriff an mehreren Stellen in der Sammlung, z. B. in der zweiten Sammlung zu ›Reflexion« (in chronologischer Reihenfolge) in einem Abschnitt zur funktionalen Differenzierung, prominent in einem Block zum Funktionalismus, zur Kunst, zur Religion, zum Individualismus, zur Ideologie, zum Recht, zur Ethik, zu den Massenmedien, zur Evolutionstheorie, wiederum prominent zur Wahrheit, zur Soziologie, zur Ökologie, zum Wohlfahrtsstaat, zur sozialen Gleichheit, zur Wirtschaft und zu Reflexionstheorien. Luhmann rekurrierte in diesem Zusammenhang auf das Prinzip des »Multiple Storage« als Notwendigkeit der Speicherung von komplexen (komplex auszuwertenden) Informationen« (Zettel 9/8b2) und betonte in einem Interview: »In der Entscheidung, was ich an welcher Stelle in den Zettelkasten hineintue, kann [...] viel Belieben herrschen, sofern ich nur die anderen Möglichkeiten durch Verweisung verknüpfe« (Luhmann 1987, 143).

Dem Verweisungssystem kommt deshalb eine entscheidende Bedeutung bei der Produktivität des Zettelkastens zu. Insgesamt kann man von ca. 19.000 Verweisen in der ersten und ca. 27.000 Verweisen in der zweiten Zettelsammlung ausgehen. Hierbei lassen sich drei Fälle unterscheiden:

(1) Einzelverweise: Auf einem Zettel findet sich ein Verweis auf einen anderen Zettel in der Sammlung, der für das behandelte Thema ebenfalls relevant ist. Neben der durch die oben skizzierte Stellordnung bereits implizierten Verweisungsstruktur auf räumlich nahestehende Zettel findet man Einzelverweise auf

andere Zettel, die für das auf dem Ausgangszettel behandelte Thema bzw. den Begriff von Interesse sind, die sich aber an einer ganz anderen Stelle des Kastens und damit dann häufig auch in einem ganz anderen Diskussionskontext wiederfinden.

(2) Sammelverweise: Über solche Einzelverweise hinausgehend gibt es am Beginn eines thematischen Blocks häufiger einen Zettel, auf dem auf mehrere andere Zettel in der Sammlung verwiesen wird, die in einem (unterschiedlichen) inhaltlichen Zusammenhang mit dem in der Folge behandelten Thema bzw. Begriff stehen; auf einem solchen Zettel können bis zu 25 Verweise aufgeführt werden. Die Verweise können sich auf thematisch und räumlich nahestehende Zettel beziehen, aber auch auf weit entfernte Bereiche der Sammlung.

(3) Verweise im Rahmen einer (systematischen) Gliederungsstruktur innerhalb eines Themenblocks: Hier notiert Luhmann am Beginn eines Gedankengangs auf einem Zettel mehrere zu behandelnde Aspekte und markiert diese mit jeweils einem Großbuchstaben, der auf eine entsprechend nummerierte Zettelfolge verweist, die zumindest in relativer räumlicher Nähe zu dem Gliederungs-zettel steht. Diese Struktur kommt der einer konventionellen Buchgliederung am nächsten.

Generell nimmt die skizzierte Verweisungsform Luhmanns die für das Zeitalter des Computers gängige Technik der Hyperlinks (des Hypertexts) vorweg, wobei die analoge Form des Kastens diese Möglichkeiten technisch allerdings nur ansatzweise umsetzen konnte, da es statt eines einfachen Maus-klicks immer des weitaus aufwendigeren physischen Nachschlagens und Herausnehmens des entsprechenden Zettels bedurfte. Luhmann selbst nennt die Verweisungsstruktur ein »spinnenförmiges System« (1987, 143). An diese Metapher anschließend liegt es nahe, die Zettelsammlung als ein »aristokratisches Netzwerk« zu interpretieren, also als ein Netzwerk, dessen Knoten nicht alle eine ähnliche Zahl von Verbindungen zu anderen Knoten aufweisen (zu diesem Netzwerkmodell vgl. Watts 2004): Für die Produktivität des Zettelkastens ist im Fall von (1) und (2) insbesondere die Möglichkeit eines *short cut* von Bedeutung, also die Tatsache, dass ein Verweis in eine ganz andere, auf den ersten Blick weit entfernte Region des Netzwerks (Zettelkastens) führt. Diesen, die erste Ordnungsstruktur der Sammlung unterlaufenden Sachverhalt hatte auch schon Luhmann notiert: »die Verweisungen dürfen nicht [...] die Leitgesichtspunkte aggregierende[n] Sammelbegriffe erfassen, sondern müssen das unter ihnen gesammelte

Material selektiv wegziehen« (Zettel 9/8b1) und damit eine andere Lesart und Kontextierung der Notizen ermöglichen, als bei der Notierung und Einstellung in die Ordnungsstruktur selbst impliziert war. Der Verweisfall (2) und zum Teil auch (3) ist darüber hinaus von Interesse, weil es sich bei diesen Zetteln um sogenannte »hubs« handelt, also Zettel, die überdurchschnittlich viele Verbindungen zu anderen Zetteln aufweisen und deshalb von einem Punkt aus einen großen Bereich der Sammlung erschließen. Konstitutiv für die Sammlung sind also gerade nicht (nur) die ursprünglichen Lese- und Notizwege Luhmanns, sondern die einerseits durch die spezielle Ablagetechnik, andererseits durch die Verweistechnik hergestellten (selektiven) Relationen zwischen den Notizen, die im Rahmen einer späteren Abfrage mehr auf einmal verfügbar machen, als bei der ursprünglichen Notation intendiert war, wie Luhmann auch selbst (1981, 227) notiert hat; insofern kann man der Sammlung aufgrund ihrer Verweisungsstruktur eine eigene »Kreativität« unterstellen.

Das Verhältnis von Zettelkasten und Publikationen

Wie hat man sich nun vor diesem Hintergrund den Zusammenhang von Zettelkasten und Publikationen zu denken? Luhmann selbst beschreibt die Entstehung seiner Texte mittels des Rückgriffs auf den Zettelkasten am Beispiel des Vortrags »Wie kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?« (1985) als eine Art Collagetechnik, bei der er die für ein Thema relevanten Themenblöcke miteinander kombiniert (1987, 144). Zur Erstellung dieses Textes – so Luhmann – bedürfe es (nur) der Kombination der Einträge zu den Begriffen »funktionale Differenzierung«, »selbstreferentielle Systeme« und »Binarität« (wobei die Frage unbeantwortet bleibt, ob bereits diese Idee der Relationierung spezifischer Begriffe ein Produkt der Wechselwirkung von Zettelkasten und Autor ist). Ein Vergleich der entsprechenden, teilweise recht umfangreichen Textblöcke des Zettelkastens mit dem fraglichen Aufsatz zeigt allerdings relativ schnell, dass sich die Komplexität, die der Zettelkasten zu den genannten Begriffen aufbaut, in dem 14-seitigen Vortrag (logischerweise) nicht ansatzweise wiederfindet. Dieser beschränkt sich fast ausschließlich auf eher kurze Bemerkungen zu funktionaler Differenzierung, wobei sich in der entsprechenden Abteilung selbst dann mehrere Zettel befinden, die ganz offensichtlich erst

im Rahmen der Vortragsvorbereitung erstellt worden sind (und auch der o.g. Selbstreflexionsblock über den Zettelkasten dürfte wohl im Zuge der Erstellung des Aufsatzes über den Zettelkasten von 1981 entstanden sein). Diese Wechselwirkung von Publikationen und Zettelkasten legen den Schluss nahe, dass nicht der Zettelkasten allein schon das kybernetische System ist, sondern erst die Differenz von Zettelkasten und Publikationen, da der Zettelkasten zumindest seit Mitte der 1960er Jahre kein reines Archiv ist, sondern zunehmend ein Arbeitsinstrument, das im Zuge von Publikationsvorhaben nicht nur befragt, sondern gleichzeitig auch (wieder) befüllt wird. Dabei dokumentiert der Zettelkasten Gedanken- und Theorieentwicklungen, die im Zuge von Publikationen entstehen – weshalb auch Zettel mit Gedanken, die Luhmann später revidierte, von ihm nicht aus dem Kasten entfernt, sondern durch einen entsprechenden (korrigierenden) Zettel ergänzt wurden.

So kann man für eine Vielzahl von Publikationen ab Mitte der 1960er Jahre entsprechende Eintragsblöcke im Zettelkasten identifizieren, die man den einschlägigen Publikationen zuordnen kann, ohne dass die Veröffentlichungen dann einfache Kopien dieser Abteilungen sind, da die entsprechenden Notizen nicht linear erstellt wurden sowie die Verweisungsstruktur die Anfrage immer über die jeweiligen Abschnitte hinausführt und die Zettel in einen von ihrer Erstellung differierenden Kontext platzieren: »Der Zettelkasten gibt aus gegebenen Anlässen kombinatorische Möglichkeiten her, die so nie geplant, nie vorgedacht, nie konzipiert worden waren« (Luhmann 1981, 226). Der Zettelkasten war also nicht nur ein Überraschungen generierendes Ablagesystem, sondern auch ein Denkwerkzeug Luhmanns. Eine entsprechende Notiz findet man wiederum in der Selbstreflexion: »Ohne zu schreiben, kann man nicht denken – jedenfalls nicht in anspruchsvollem selektivem Zugriff aufs Gedächtnis« (Zettel 9/8g). Diese Disziplinierung des Denkens durch Verschriftlichung gilt bereits für die frühen Einträge aus den 1960er Jahren, die aber noch deutlicher die Spuren einer Erarbeitung eines Sachstands und eine geringere Autonomie der Notizen vom Gelesenen aufweisen als die späteren Einträge, die eindeutiger problemorientiert sind – und dabei auch deutlich stärker auf den Zettelkasten und seine bereits vorliegenden Einträge hin orientiert, also anschlussbezogen sind.

Um auf das Beispiel der ›Ökologischen Kommu-

nikation‹ zurückzukommen: Eine Relationierung der genannten Themenbereiche (und weiterer wie etwa ›Resonanz‹, ›Beobachtung‹, ›Evolution‹) findet dann erst in der auf dem Vortrag aufbauenden Buchpublikation *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* (1986) statt, die drei Monate nach dem Vortrag fertiggestellt wurde. Deutlich wird dabei, dass die Frage, welche Themenbereiche letztlich relationiert werden, neben der Präferenz Luhmanns für das Inbeziehungsetzen von Heterogenem insbesondere auch Ausfluss der durch die Verweisungsstruktur generierten Binnenkomplexität des Zettelkastens ist. Allerdings reduziert selbst das Buch die im Zettelkasten zu den genannten Themen vorhandene Komplexität wieder um ein Erhebliches, was u. a. an der Begrenztheit des Platzes und der notwendigen Linearität der Darstellung liegt. Positiv formuliert, könnte man auch sagen, dass erst die Publikationsform die im Zettelkasten vorhandene Komplexität verfügbar macht, indem sie sie vermindert. Denn den vorhandenen Verweisungen kann letztlich wiederum nur selektiv nachgegangen werden, während der Zettelkasten selbst dafür gerade keine Stopregel liefert – ganz im Gegenteil: Folgt man im Detail der im Kasten angelegten Verweisungsstruktur, so eröffnen sich ständig neue Themenpfade, über deren Nachverfolgen bzw. Ignorieren letztlich nur eine konkrete Fragestellung und deren zeitlich befristete Beantwortung im Rahmen eines Publikationsprojekts zu entscheiden erlaubt, da man sich ansonsten in den Tiefen der Zettelsammlung zu verlieren droht.

Literatur

- Luhmann, Niklas: »Kommunikation mit Zettelkästen. Ein Erfahrungsbericht«. In: Horst Baier/Hans Matthias Kepplinger/Kurt Reumann (Hg.): *Öffentliche Meinung und sozialer Wandel. Für Elisabeth Noelle-Neumann*. Wiesbaden 1981, 222–228.
- : »Wie kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?« Vorträge G 278 der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften. Opladen 1985.
- : *Archimedes und wir. Interviews*. Herausgegeben von Dirk Baecker und Georg Stanitzek. Berlin 1987.
- : »Schriftenverzeichnis«. In: *Soziale Systeme* 4. Jg. (1998), 233–263.
- Watts, Duncan: »The ›New‹ Science of Networks«. In: *Annual Review of Sociology* 30. Jg. (2004), 243–270.

Johannes F. K. Schmidt

II. Grundlagen

1. Luhmann und Husserl

Edmund Husserls (1859–1938) Programm *Zu den Sachen selbst* bezeichnet den erkenntniskritischen Versuch, alles Seiende nach seiner ursprünglichen Gegebenheitsweise hin zu befragen: *als Phänomen*. Dieser Ausgangspunkt gibt Husserls Verfahren seinen Namen. Die Phänomenologie hat davon auszugehen, dass die unterstellte wirkliche Welt »kein phänomenologisches Datum ist« (Husserl 1980, 369), mithin also nur nach den Dingen in der subjektiven Erfahrung und ihren Möglichkeits- und Konstitutionsbedingungen zu fragen ist. »Was die Dinge sind, [...] sind sie als Dinge der Erfahrung«, wobei die Dinghaftigkeit der Dinge, d. h. ihre Bewusstseins-transzendenz, nirgendwoher zu schöpfen sei, »es sei denn aus dem eigenen Wesensgehalte der Wahrnehmung, bzw. der bestimmt gearteten Zusammenhänge, die wir ausweisende Erfahrung nennen« (Husserl 1950, 111). Es geht Husserl also um die Selbstausslegung des Ego als Subjekt jeder möglichen Erkenntnis. »Dieser Idealismus ist nicht ein Gebilde spielerischer Argumentationen, im dialektischen Streit mit ›Realismen‹ als Siegespreis zu gewinnen. Es ist die an jedem mir, dem Ego, je erdenklichen Typus von Seiendem in wirklicher Arbeit durchgeführte Sinn-auslegung [...]. Dasselbe aber sagt: systematische Enthüllung der konstituierenden Intentionalität selbst« (Husserl 1977, 88 f.).

Operativität

Entscheidend für die luhmannsche Systemtheorie ist, dass Husserl jene Intentionalität als ein *operatives* Phänomen beschreibt, mithin also gegenwartsbasiert. Ich möchte behaupten, dass diese operative Theorieanlage Husserls für Luhmann stilbildend gewesen ist – womöglich stilbildender als der vielleicht ungewöhnlichere und deshalb auffälligere Rekurs auf die biologische Autopoiesistheorie. Die operative Theorieanlage spielt für Luhmann v. a. im Hinblick auf die Temporalisierung seiner Systemtheorie nach der sog. ›autopoietischen Wende‹ eine Rolle. Aber bereits vorher hat Luhmann an das konstitutions-

theoretische Motiv der selbstreferentiellen Erzeugung von Sinn angeschlossen. In dem programmatischen Aufsatz »Sinn als Grundbegriff der Soziologie« aus dem Debattenband mit Jürgen Habermas schreibt Luhmann: Am Rückgriff auf die Phänomenologie, »die manchen eher eine Krankheit zu sein scheint als eine Methode«, befremde »just der entscheidende Punkt: die Unklarheit des Verhältnisses von Sinn und System. Dieses Verhältnis bezeichnen wir als *Konstitution* [...]. Gemeint ist der in näheren Analysen aufzuhellende Befund: daß Sinn immer in abgrenzbaren Zusammenhängen auftritt und daß er zugleich über den Zusammenhang, dem er angehört, hinausverweist: andere Möglichkeiten vorstellbar macht. Eine rein kontextuelle Sinntheorie wird diesem Problem nicht gerecht, eher schon Husserls These von der bewußtseinsimmanenten Transzendenz« (TGS, 30).

Luhmann nimmt also hier die konstitutionstheoretische Figur der Phänomenologie auf, um Sinn als »Ordnungsform menschlichen Erlebens« (TGS, 31), nicht als spezielle Seinsregion zu fassen, macht aber an anderer Stelle kritisch auf das bei Husserl ungeklärte Verhältnis von Weltbegriff und Horizontbegriff aufmerksam (TGS, 301, Anm. 15). Er spielt damit letztlich auf das gescheiterte Vorhaben von Husserl an, Welt und Horizont in »monadologischer Intersubjektivität« (Husserl 1977, 91) zu versöhnen. Husserls halbherziger Versuch, das Intersubjektivitätsproblem phänomenologisch lösen zu wollen und am Ende doch nur so etwas wie Kopräsenz ausmachen zu können (vgl. Nassehi 2008, 86 ff.), verweist auf das, was für Luhmann an Husserl zugleich attraktiv und nicht anschlussfähig war. Attraktiv für die Systemtheorie ist der husserlsche Aufweis der Sinnform als einer Verweisungsform, die in selbstreferentiellen, noetisch-intentionalen Akten systemrelativ erfolgt und in ihrer geschlossenen Operationsweise Offenheit ermöglicht.

Nicht anschlussfähig war für Luhmann dagegen Husserls Versuch, die operative Theorieanlage dann doch zugunsten traditioneller Lösungen des Weltproblems fahren zu lassen. Erst die Systemtheorie weiß mit Kopräsenz umzugehen – eben weil sie mit der konstituierenden Differenz von System und Umwelt auch den Weltbegriff systemrelativ ansetzen